



Abend -

Zeitung.

187.

Dienstag, am 5. August 1828.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur C. G. Th. Winkler (Th. Sell.)

Censur-Angelegenheiten.

Im Jahr 1797 erschien in Berlin eine Wochenschrift, geographischen und historischen Inhalts, für Leser gebildeter Stände. Der Herausgeber begnügte sich nicht mit einer trockenen Beschreibung der Länder, und Erzählung der merkwürdigsten Ereignisse, sondern er machte auch manche artistische, technologische und selbst theologische Bemerkung, wie ihm solche die Produkte eines Landes, die Stufe der Bildung seiner Bewohner, ihr Religionzustand und dgl. darbieten.

Diese Wochenschrift hatte den Archivar bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, Kriegsrath Schlüter, der alle historische und geographische Schriften censirte, zum Censor.

Der Ober-Consistorialrath Hermes, damals Censor der theologischen Schriften, schrieb ganz unerwartet an den Verleger, nach einer *captatio benevolentiae* in Hinsicht des Verlegers und Herausgebers dieser Wochenschrift: „Auser verschiedenen, im Vorbeigehen angebrachten religiösen Gegenständen (deren sich der Hr. Verfasser gänzlich enthalten sollte) macht das große Lob, welches Rousseau und Voltaire erhalten haben, den schädlichsten Eindruck, und man macht mir Vorwürfe über mein Stillschweigen zu einer so öffentlichen Anpreisung der Grundsätze dieser beiden Schriftsteller, welche, wie Jedermann weiß, die Irreligiosität in allen Ständen verbreitet haben. Auch finde ich in dem Bogen V, S. 551, die Stelle: ein neuer Reisender u.

f. w. Ich wünsche nicht, daß dergleichen Anpreisungen des tollen Freiheitschwinds öffentlich vorkommen. In dem preussischen Staate herrscht die wahre Freiheit bei jedem Unterthan, der Religion hat; wer die nicht hat — der ist keiner Freiheit fähig! — Auch wird S. 339 von heiligen Schnurrpfeifereien (die S. 373 heilige Ländeleien heißen) geredet und ebendasselbst heißt es: Ein scheußlicher Einfall, der nur aus dem Kopfe eines Mönches kommen konnte. — Sollte der Herr Verfasser nicht wissen, daß in dem preussischen Staate alle Invectiven auf die römisch-katholische Religion sowohl als auf die reformirte, schlechtthin verboten sind?

„Da ich den mir unbekanntem Herrn Verfasser wegen seiner Kenntnisse und Talente schätze, so wünsche ich, daß meine Warnung ihn dazu bringen möge, sich schlechtthin aller theologischen (oder theologisch scheinenden) Anmerkungen zu enthalten, — Männer, wie Rousseau, der durch seine *Confessions* der Moralität so sehr geschadet hat, und Voltaire, dessen Grundsätze jeder Christ verabscheuen muß, nicht zu loben; und andere Religionsverwandte mit derjenigen Toleranz zu behandeln, die sie in unseren Landen gegen uns so rühmlich beweisen.

„Sollte diese meine Warnung nicht geachtet werden, so ist es nicht meine Schuld, wenn die Fortsetzung der Schrift inhibirt wird.

Berlin, den 11. Septbr. 1797.

Hermes.“

Diesen Brief sandte der Herausgeber dem Censor, Kriegs Rath Schlüter, mit der Bitte, ihn bei der Herausgabe seines Wochenblattes gegen solche unverständliche Drohungen zu schützen.

Um aber dem Ober-Consistorialrath Hermes einen Beweis zu geben, wie er seine indirekte Warnung nicht unbeachtet gelassen, schrieb dieser an den Verleger, „es thue ihm leid, von ihm zu erfahren, daß seine Schrift dem Ober-Consistorialrath Hermes mißfällig sey, daß er indes glaube, er habe nichts Anstößiges geschrieben, weshalb er auch nicht fürchte, daß der Herr Ober-Consistorialrath den ferneren Druck der Wochenschrift inhibiren werde.“

Er bat zugleich den Verleger, diese schriftliche Erklärung dem Ober-Consistorialrath Hermes urschriftlich mitzutheilen.

Dies geschah. Darauf erhielt der Herausgeber nachstehende Antwort:

„Es kommt nicht darauf an, ob eine Schrift mir mißfällig ist, sondern darauf kommt es an, ob sie dem Religions-Edict, sonderlich dessen §. §. VII. VIII. IX. gemäß ist.

„Auch kann ich den Druck oder die Fortsetzung einer Schrift auf keine Weise inhibiren.

„Dagegen ist meine Pflicht, eine Schrift, welche gegen ermeldetes Religions-Edict anstößt, bei der Behörde anzuzeigen.

„Ich habe also, damit die Wochenschrift fortgesetzt werden könne, vor allen Arten der Anmerkungen, welche theologische Materien betreffen, gewarnt, weil sehr viel eingestossen ist, was gegen die §. §. VII. VIII. IX. ermeldeten Edictes hingeschrieben worden.

„In ähnlichen Fällen machte mir ein hochpreisliches Departement der auswärtigen Affairs vor zwei Jahren die Verfügung, daß

schlechthin keine Recension theologischer Schriften in die Zeitungen gesetzt werden dürfte.

„Hieraus wird nun leicht zu begreifen seyn, ob ich zu viel verlangte, wenn ich den Rath gab, alles Theologische oder theologisch Scheinende aus der Schrift schlechthin wegzulassen.

„Und also erkläre ich hiermit, daß ich, sobald dergleichen wieder vorkommt, nach meiner Pflicht davon Anzeige thun werde.

Berlin, den 11. September 1797.

Hermes.“

Der Censor sandte dem Herausgeber der Wochenschrift den Original-Brief des Ober-Consistorialraths Hermes mit Randbemerkungen, welche, mit Rothstift ge-

schrieben, aber ganz unleserlich waren, zurück, und antwortete ihm:

„Aus Ew. geehrtestem Schreiben und der Beilage, so hierbei zurück erfolgt, ersehe höchst ungerne die Unannehmlichkeiten, womit Diefelben von dem Herrn Ober-Consistorialrath Hermes bedroht werden. Es ist dessen übertriebenem Eifer wohl beizumessen, daß er über dergleichen Anmerkungen und Urtheile, die jedem vernünftigen Menschen bei Erzählung solcher Geldprellereien der Geistlichen wohl einfallen müssen, so viel Lärm und Aufhebens macht. Ich sehe nicht ein, wie derselbe das, was Sie von dem Anstande der reichen und wohlhabenden Landleute im Kanton Schwitz anführen, als etwas den Freiheitschwindel Beförderndes ansehen kann. Kein billig denkender Censor wird wohl darin etwas Anstößiges finden, noch wie der Gedanke, „daß die Erfindung von einem Mönche herrühre“, wider das Religions-Edict laufe und gegen die Toleranz streite. Es würde auf solche Art Herr u. Hermes leicht aus den unschuldigsten Ausdrücken Gift saugen können. Falls er, wie er droht, beim Cabinets-Ministerio, welches meine Behörde in Censur-Sachen ist, etwas anzugeben sich gedrungen sehen sollte, wird er hoffentlich in seinem Benehmen rectificirt und selbst zu mehrerer Toleranz verwiesen werden.

Berlin, den 12. Septbr. 1797.

Schlüter.“

Der Herausgeber theilte das letztere Schreiben des Ober-Consistorialraths Hermes dem Censor nicht mit, er ließ die Sache auf sich beruhen, und fuhr so fort wie er begonnen hatte. Der Ober-Consistorialrath Hermes ließ es ebenfalls bei dieser Drohung bewenden, ohne auf den Gedanken zu kommen, sie wahr zu machen.

K. Müchler.

Der Räuber-Ueberfall.

(Bechluss.)

Ich hatte mich jetzt etwas erholt. Nun sprang ich auf und floh, von Blut triefend, dem Zaun der benachbarten Bauern zu. Nachdem ich eiligst hinüber geklettert war, legte ich mich hinter denselben im Garten des Nachbarn auf die Erde und horchte. Alles war still. Jetzt eilte ich durch den Garten, stieg auf der andern Seite wieder über den Zaun, um in dem Hause des Grafen S** Hülfe zu suchen. Wie sollte ich aber dort hinkommen? Das Haus stand dem unsern schräg über, und ich mußte das unsrige erst passiren, um

dieses zu erreichen. Die Noth gab mir Muth. Ich floh über die breite Landstraße und war unserm Hause eben gerade über, als ich von den Räubern entdeckt wurde. „Folgt ihr! Haut sie nieder!“ hörte ich, und in demselben Augenblicke fielen auch schon ein paar Schüsse, während Einzelne mir den Weg zu verrennen strebten. Ich strengte meine letzten Kräfte an, und der Vorsprung, den ich hatte, machte mir es möglich, das Haus zu erreichen und hinein zu flüchten. „Wasser! Wasser!“ hörte ich, wie aus einer Kehle rufen, und wahrscheinlich war das das verabredete Lösungswort, sobald den Räubern Gefahr drohte. Es kamen plötzlich mehrere Telleggen vorgefahren, die Räuber warfen sich hinein und jagten im gestreckten Galopp davon.

Ich stürzte die Treppe hinauf in das Zimmer des Grafen. Mein Erscheinen in so ungewöhnlicher Stunde — es war halb 2 Uhr des Morgens — der Zustand, worin die helle Juni-Nacht ihn mich erblicken ließ, die flüchtige Bekleidung, die kaum meine Blöße deckte, die von der Angst entstellten Gesichtszüge, die vom Blute triefenden Hände — alles das mußte ihn in den höchsten Schrecken versetzen. Kaum hatte ich mit Mühe die einzelnen, unzusammenhängenden Wörter: „Räuber — Ueberfall!“ hervorgebracht, so sprang er auf, rief seine Leute, kleidete sich flüchtig an und stürzte auf die Straße. Sie waren fort und nur meine drei Bedienten, die ich beim Wagen hatte schlafen lassen, lagen noch mit dem Gesicht zur Erde gewandt neben demselben. Während der Graf den Flüchtlingen zu Pferde nachsetzen ließ, gelang es mit Mühe, die Diener zu ermuntern. Diese wollten durchaus keine Auskunft geben, wie sie in diesen Zustand versetzt worden waren, gestanden aber nachher, daß sich ein Bauer zu ihnen gesellt und ihnen von seinem Branntwein gegeben habe. Es war also kein Zweifel, daß dies ein Schülfe der Räuber gewesen und der Branntwein einen Schlaftrunk enthalten hatte. Der Junge, der im Vorzimmer geschlafen war, wie ich es vermuthete, von den Räubern gezwungen worden, mir die Ankunft von Gästen zu melden, um mich zur Oeffnung der Thür zu bewegen.

Da die Räuber ihr ganzes Augenmerk wahrscheinlich nur auf Geld gerichtet, und dasselbe nur im Innern des Wagens vermuthet haben mußten, so hatten sie denselben ganz durchwühlt. Unter den vielen Schachteln war ihnen besonders eine aufgefallen. Sie war nämlich rund, mit einem Bändchen umwunden, ver-

segelt und 1½ Pfund schwer. Diese konnte, ihrer Meinung nach, nichts anders als Dukaten enthalten; aber sie hatten sich geirrt. Es war gerade zur Zeit, wo die Erdbeeren reifen, und da wir auf der Reise oft Gelegenheit zu finden glaubten, welche zu kaufen, so hatte ich ein rundes Schächtelchen mit 1½ Pfund gestoßenen Zucker gefüllt und es, zur leichtern Unterscheidung, mit einem Bändchen umbunden und versiegelt. Dies hatten sie nun mitgenommen, und ich kann mir es vorstellen, wie groß ihre Ueberraschung gewesen, als sie für alle ihre Anstrengungen, statt des Geldes — den Zucker fanden; so wie ich mich glücklich schätzen kann, bei so gefährlichen Aussichten, den Schreck abgerechnet, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu seyn.

Meine Reise mußte dieses Vorfalles wegen natürlich für jetzt unterbleiben, da mich theils die Erschöpfung, worin ich mich befand, theils die Schmerzen in der linken Brust und meine verwundete Hand sie für jetzt nicht unternehmen ließen.

Die ausgesandten Leute kehrten unverrichteter Sache zurück und ich mußte noch 9 Tage dort bleiben, um die gerichtliche Anzeige über diesen Vorfall zu machen. Nach Verlauf dieser Zeit fühlte ich mich stark genug, die Reise zu unternehmen, und kam bald nachher, ohne weitere Unannehmlichkeiten, glücklich in St. Petersburg an.

N a c h s c h r i f t.

Diese Erzählung ist buchstäblich wahr, und der Vorfall fand im Juni dieses Jahres statt. Derselbe schien so interessant, daß es der Mühe wohl lohnte, ihn zu Papier zu bringen. Frau von P**, eine Dame von ungefähr 50 Jahren, erzählte diese Begebenheit in einer Gesellschaft, und so ist sie hier auch redend eingeführt, um die Erzählung lebendiger zu machen. Daß sie hier aber nicht so viel Interesse einflößen kann, als es die lebhafteste Sprache einer höchst gebildeten Frau, mit allem Feuer, durch die lebendige Rückerinnerung aufgeregt, vermochte — ist sehr natürlich und zu entschuldigen. —

St. Petersburg, im November 1827.

An eine im Uebermaß geschmückte Sängerin.

Prachtvolle Eitelkeit, du bist ein Weib!
Soll Schmuck wohl deinen Werth vermehren?
Laß doch die Sängerin des Frühlings dich belehren:
Ein schlichtes Kleid deckt ihren Leib. —

B r a m i g e l.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus G o t t a.

(Fortsetzung.)

Wenn Schillers Wallenstein — denn von ihm rede ich insbesondere — auf der einen Seite ein herrliches transcendentes Leben entfaltet, so fehlt ihm zur künstlerischen Vollendung zu viel vom wirklichen Leben, und hierin haben ihn Göthe und Shakespeare übertroffen. Hätte er mit dem schöpferischen Lebenshauch, der das Lager besetzte, die Gestalten desselben künstlerisch in das große Drama verwebt, so wäre es, meiner Meinung nach, ein vollendetes Ganze und dürfte sich kühn mit Shakespeares größten historischen Dramen messen. Durch diesen Mangel aber ist ein anderer herbeigeführt worden, alle anderen Personen im Wallenstein sind dem Herzog zu sehr untergeordnet, sie sind entweder nur Abglanz von ihm selbst oder als Opposition zu schwach; sein Charakterbild ist für sich abgeschlossen, und wenn man die Andern alle hinzuthut, es entsteht kein deutlicheres Bild des ganzen Zeitgeistes, es ist keine nach allen Seiten hin ausgebildete Schöpfung. Dazu müßte Wallenstein freilich anders dargestellt seyn; er dürfte nicht dieser finstere Egoist seyn, der von keiner allgemein großen Idee immer höher getrieben wird, dem Bibel und Messbuch gleich gelten und der, für alles Andere unempfänglich, nur die stolzen Pläne zu seiner eigenen Vergrößerung verfolgt. Der welthistorische Begriff der Geschichte-Tragödie ist nicht ausgesprochen, und wenn Schiller in dem schönen Prologe sagt:

Euren Augen soll ihn jetzt die Kunst
Auch Euren Herzen menschlich näher bringen,

so hat er dieß nur zur Hälfte erfüllt; denn das geistige Auge sucht umsonst jene zur Vollendung nothwendige Idee, welche aus der Gestaltung des ganzen Stückes hervorspringen sollte. Daß Schiller dieß unterlassen und Wallensteins Charakter in diesem Punkte mehr historisch gab, diese historische Charaktertreue aber mit jenem poetischen glänzenden Zauberschleier überwarf, ist eben seine so bitter getadelte Subjectivität. So wie ihn aber der Dichter nun einmal gegeben, soll ihn auch der Schauspieler darstellen. Auf dem Roßthurn muß er stehen, jene hochpoetische Färbung muß sich über Sprache und Mimik verbreiten. Sollte aber der theatralische Künstler von dem vielen Reden über den Mangel wahrer Objectivität irre geleitet, den Dichter verbessern, den Wallenstein vom Roßthurn herunterstoßen, die lästige poetische Hülle hinwegreißen und dem Charakter dadurch mehr Individualität geben wollen, sollte er mit jenen Grundzügen des Charakters nicht zufrieden, diesen durch das Spiel nuanciren und verwirklichen wollen, so entsteht dadurch nicht nur ein großes Mißverhältniß mit der Haltung des ganzen Stückes, sondern auch mit der Gestaltung desselben und seinen Personen; bringt nämlich der auf diese Weise spielende Künstler ein noch größeres Angrenzen an die Wirklichkeit, eine noch stärkere historische Treue zur Anschauung, so stößt sich der Geschichtskundige gar gewaltig an Max Piccolomini, an Thekla, und die Art, wie Octavio Piccolomini eingeführt ist. Die Geschichte weiß nichts von dem erstern; Wallensteins Tochter war bei seiner Ermordung schier noch ein Säugling, und das Haupt der heimlichen Verschwörung und Parthei gegen Wallenstein war Gallas, nicht Octavio Picco-

lomini. Tritt uns auf der Bühne nun der geschichtliche Wallenstein entgegen, was sollen wir zu den angeführten, der Geschichte ganz zuwiderlaufenden Umständen im Drama sagen? — Herr Esclair schien bei seinem Spiele von der besprochenen Ansicht, die ich aus den angeführten Gründen durchaus nicht billigen kann, auszugehen. Ich bin überzeugt, daß der große Künstler durch ein strenges Studium auf dieselbe gekommen ist, denn ein Esclair wird nicht die kleinste Rolle nach bloßer Laune oder flüchtig aufgefaßter in nichts begründeter Meinung spielen, geschweige denn einen Wallenstein; vielleicht ließ er sich auch durch die Recensionen A. W. Schlegels, L. Tiecks, Solgers &c. über den Wallenstein bestimmen, den Charakter durch das Spiel mehr zu objectiviren; aber trotz dieses Eifers kann ich nicht anders, als diesen Weg den verfehlten nennen. Herrn Esclair's gemüthlicher, cordialer Ton entzückt in jedem Stücke, dem er entspricht (und in vier Rollen, wo dieß der Fall war und worauf wir später kommen, erntete Herr E. jedes Kunstkenner's ungetheilten Beifall); aber im Wallenstein führt er zu jener Disharmonie mit dem übrigen Gedichte, die ich vorhin erwähnte. So vortrefflich nun auch das Spiel von dem angenommenen Standpunkt aus durchgeführt wurde, und so nah es in manchen Stellen an die Höhe streifte, auf der wir es gern gesehen hätten, so sahen wir doch nun nicht mehr jenen von dem schauerlichen Wahne der Astrologie zum unerschütterlichen Glauben an ein unveränderliches, dunkelwaltendes Fatum hingerissenen, auf dem schmalen Felsenkämme hinwandelnden Herzog; wir sahen die Rebel nicht so stark, die sich um ihn gelagert, die er für feste Erde hält, und als er den Fuß vertrauensvoll darauf setzt, hinabstürzt in die furchtbare Tiefe. Herr E. brachte ihn uns noch menschlich näher, aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Dieß über die Darstellung im Allgemeinen. Im Besondern zeichnen wir vorzüglich vier Stellen als meisterhaft, herrlich vorgezogen aus. Sie waren: das Ende des ersten Aufzuges:

„Frohlocke nicht,
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte &c.“

Hier sprach der in mystischen Träumereien befangene Held. Sodann im zweiten Aufzuge der Traum; jedoch ließ Herr E. den Schlußvers dieser Rede:

„Und Ros und Reiter sah ich niemals wieder.“

auf eine für mich unerklärliche Weise fallen und sprach ihn in sich hinein, da doch die wahrhaftige Erfüllung des von Octavio ausgesprochenen dunkel-prophetischen Wortes darin liegt. Ferner im dritten Akt die Anrede an Max:

„Max bleibe bei mir. Geh' nicht von mir Max.“

Diese ganze Stelle hat jenes Wiederherzliche, Gemüthliche, worin Hr. E. unerreicht ist, und deshalb wurde sie sozergreifend gesprochen. Herr E's Mimik am Schlusse führte sein Spiel hier zur herrlichsten Vollendung. Endlich im fünften Aufzuge, als die goldene Kette zerspringt, die Worte:

„Mir muß fortan ein neues Glück beginnen;
Denn dieses Vannes Kraft ist — aus.“

Es war erschütternd, wie Herr E. mit dem Worte „aus“ die Kette in des Kammerers Hände fallen ließ. —

(Die Fortsetzung folgt.)